

Müssen wir mit mehr Risiko leben?

So sicher und abgesichert wie in den vergangenen 20 Jahren war – geschichtlich betrachtet – das Dasein in Mitteleuropa noch nie. Was das Coronavirus daran geändert hat.

URSULA KASTLER

Bis jetzt hieß es, Rauchen, schlechte Ernährung, Alkohol und Bewegungsmangel seien die wirklichen lebensverkürzenden Risiken, denen Menschen in der westlichen Wohlstandswelt ausgesetzt seien. An dieser grundsätzlichen Einschätzung von Medizinern hat sich durch das Coronavirus nichts geändert. Dennoch ist in Gesellschaften, die sich jahrzehntelang auf Hochsicherheit gebracht haben, weithin ein neues Bewusstsein dafür entstanden, was es bedeuten kann, mit mehr Risiko leben zu müssen. Bernhard Streicher befasst sich mit Risikoforschung. Er schaut aus wissenschaftlicher Sicht nach, was in der Gesellschaft und in der Psyche gerade passiert.

SN: Herr Dr. Streicher, sind wir mit unserem Hochsicherheitsdenken schlecht gewappnet, Risiken auszuhalten?

Bernhard Streicher: So pauschal lässt sich das nicht sagen. Es gibt das Paradoxon, dass wir in Mitteleuropa im Vergleich mit der Geschichte in einer besonders guten Zeit leben. Es gibt politische Stabilität, es waren mit Ausnahme der Balkanstaaten keine kriegerischen Auseinandersetzungen, wir erfreuen uns medizinischer Fortschritte und vor allem des breiten Zugangs dazu. Wir genießen ein gutes Bildungssystem, den Zugang zu gesunden Lebensmitteln. Die Belastung durch Umweltgifte ist gering. Reisen ist sicherer geworden. Das ist die eine Seite.

Die andere Seite ist, dass Menschen sich dennoch bedroht fühlen und Angststörungen zunehmen. Da gibt es also einen Unterschied zwischen Realität und subjektiver Wahrnehmung. Es gibt eine Persönlichkeitsdisposition zu mehr oder weniger Risikobereitschaft. Manche Menschen preschen da vor, andere nicht. Aber auch das gilt nicht pauschal. Denn es lässt sich nicht für alle Bereiche feststellen. Bestimmte Menschen suchen in der Freizeit den Nervenkitzel mit gefährlichen Sportarten und gehen andererseits in ihren Finanzanlagen auf Nummer sicher. Andere zocken in der Spielbank und vermeiden jegliches körperliches Risiko. Unternehmer gehen mutig Risiken ein und sind in ihrem Familienleben auf Sicherheit bedacht. Man kann also nicht generell sagen, dass alle Menschen jetzt risikoscheuer sind.



SN: Wovon hängt es ab, wie wir mit einem Risiko umgehen?

Unser Verhalten und unsere Wahrnehmung sind nicht nur von unserer Persönlichkeit bestimmt, sondern auch von der Interaktion mit Geschehnissen in unserer Umwelt.

Aus Untersuchungen wissen wir, dass Menschen einem anderen, der am Boden liegt, weniger häufig helfen, wenn mehr Menschen anwesend sind. Menschen werden vor allem in der großen Menge zu Zuschauern. In der Psychologie und Soziologie nennt man das Bystander-Effekt. Offensichtlich bedeutet die Anwesenheit von vielen Menschen, dass eine Situation weniger bedrohlich aussieht.

Und in Situationen, die neu und ungewohnt oder nicht eindeutig sind, orientieren wir uns am Verhalten der anderen. So sind auch Hamsterkäufe zu erklären. Selbst wenn ich keine Panik habe, dass Klopapier ausgeht, kaufe ich Klopapier, weil jetzt alle anderen auch Klopapier kaufen. In Risikosituationen haben wir das häufig, dieses Schauen, was die anderen machen.

Das hat aber auch einen positiven Effekt. Viele Leute tragen Masken, also trage ich sie auch.

Menschen sind grundsätzlich Gewohnheitstiere. Gewohnheiten ersparen dem Gehirn hohen Energieverbrauch. Wir können Gewohnheiten schwer aufgeben, aber wir können sie schnell neu adaptieren. Darin sind wir flexibel.

SN: Unser Umgang mit Risiken hängt also auch davon ab, wie unsere Umgebung damit umgeht?

So ist es. Das, was wir persönlich als Risiko verstehen, hat mit dem gesellschaftlich-sozialen Verständnis von Risiko zu tun. Damit, welche Werte und Vorstellungen wir teilen und welche Lernerfahrungen wir gemacht haben. In den 70er-Jahren war es akzeptiert, ohne Sicherheitsgurt und betrunken Auto zu fahren. Das war Teil der Risikokultur, ebenso wie ungeschützter Geschlechtsverkehr vor dem Aufkommen von HIV/Aids. Alkoholisierter und ohne Gurt zu fahren geht heutzutage gar nicht mehr. Das andere gilt jetzt zumindest als problematisch.

SN: Was erkennen Sie in der derzeitigen, durch das Coronavirus verursachten Lage?

In den vergangenen 20, 30 Jahren haben wir erlebt, dass wir uns als Gesellschaft von einer Risikokultur wegbewegt haben hin zu einer Sicherheits- und Eventkultur. Teil unserer heutigen Kultur ist die geringe Akzeptanz von Lebenskrisen. Die Einstellung war bis vor Kurzem: Jeder kann jederzeit alles machen und ist dabei sicher, und wenn nicht, dann gibt es einen Schuldigen. Das ganze Tourismus- und Freizeitverhalten hing daran. Die Coronakrise hat sicher zu einer veränderten Wahrnehmung geführt. Auch zu einem veränderten Um-

gang mit Eigenverantwortung. Der Mensch hat das Bedürfnis nach Sicherheit, Anerkennung, Respekt, nach engen emotionalen Beziehungen und danach, sich kompetent zu fühlen.

Was wir jetzt erleben, ist eine Neuausrichtung, wie wir diese Bedürfnisse befriedigen können. Mein Bedürfnis nach Kontakt wird jetzt in Kontrast stehen zu meinem Bedürfnis nach Sicherheit. Jeder muss das jetzt für sich austarieren. Wir sind im offenen Versuch. Aber die Menschheit hat schon schwierigere Situationen überlebt. Die ganze Evolution ist die Geschichte von der Fähigkeit, sich anzupassen.

SN: Wie wirkt sich die derzeit ungewohnte Unsicherheit aus?

Viele Leute wollen einfache Wahrheiten für komplexe Situationen hören und lesen. An diesen vermeintlichen Wahrheiten kann man sich festhalten. Das betrifft nicht nur die Coronakrise. Es gibt ja noch viel mehr, was komplex ist. Das ist auch kein neues Phänomen. Es wird nur durch die Blasen im Internet und in den sozialen Medien verstärkt. Sachliche Information und Transparenz helfen nur zum Teil. Man muss das Bedürfnis verstehen, das dahinter steht, und darauf eine Antwort finden. Wenn diese Leute das Gefühl haben, sie würden nicht respektvoll behandelt, dann steigt die Wahrscheinlichkeit, dass sie

sich radikalieren. Das hat man in der Forschung zu Sekten und zum „Islamischen Staat“ und zu den Konvertiten gesehen. Diese wurden von IS-Gruppen zunächst respektvoll behandelt und konnten sich als Teil einer Mission fühlen. Solche Bedürfnisse muss man vor Augen haben und politisch ansprechen.

SN: Kehren wir zur Coronakrise zurück. Es gibt den breiten Wunsch, Normalität herzustellen. Wie kann das gelingen?

Wir können uns nicht alles schönreden. Es gibt eine soziale Realität. Wir können uns anstecken, krank werden und sterben. Unsere Freiheitsrechte sind eingeschränkt. Wir müssen lernen, uns individuelle Spielräume zu suchen, die nicht auf Kosten anderer gehen.

Bernhard Streicher ist Professor für Sozial- und Persönlichkeitspsychologie an der Privatuniversität UMIT Tirol und leitet dort das Department für Psychologie und medizinische Wissenschaften sowie das Risikolabor. Seine Forschungsschwerpunkte umfassen die Themen Risikokultur, psychologische Aspekte der Risikowahrnehmung und des Risikoverhaltens. Außerdem ist er Vortragender und Berater zum Thema Risiko für Profit- und Non-Profit-Organisationen.



Vogelmalaria soll in Österreich besser erforscht werden

WIEN. Das Institut für Pathologie an der Veterinärmedizinischen Universität Wien bittet um Mithilfe: Bringt die Katze einen toten Vogel nach Hause oder findet man tote Meisen, Ammern oder Finken im Garten, können Bürger einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der Vogelmalaria bei heimischen Singvögeln und Spechten leisten. Die Vogelmalaria ist eine Infektionskrankheit, die durch Blutparasiten, die auch Organe befallen, ausgelöst

wird. Die Infektion verläuft mitunter tödlich. Mithilfe des Citizen-Science-Projekts „Vogelmalaria“ möchten Forscher nun besser verstehen, wie und unter welchen Voraussetzungen sich diese Blutparasiten im Gewebe der Vögel vermehren.

Detaillierte Informationen zum Forschungsprojekt des FWF findet man auf der Website des Instituts für Pathologie (<https://www.vetmeduni.ac.at/de/pathologie/>).



Blaumeisen gehören zu den Opfern der Blutparasiten.

BILD: SN/VETMEDUNIWIENNA/TANIA HIMMEL

Mond des Jupiters spuckte Wasser ins All

GÖTTINGEN. Während eines Vorbeiflugs der NASA-Raumsonde „Galileo“ am Jupitermond Europa vor 20 Jahren hat der Trabant nach neuen Erkenntnissen von Astronomen womöglich eine Wasserfontäne ins All gespuckt. Wie das Max-Planck-Institut für Sonnensystemforschung (MPS) in Göttingen mitteilte, fand ein Wissenschafterteam jetzt Hinweise auf dieses Schauspiel. „Galileo“ hatte ab 1995 acht Jahre

lang das Jupitersystem erkundet. Am Computer versuchten die Wissenschaftler demnach, die damaligen Messdaten des Teilchendetektors von „Galileo“ zu reproduzieren. Das gelang nur unter der Annahme, dass seinerzeit eine Wasserfontäne im Spiel war. Mit seiner Kruste aus gefrorenem Wasser und seinem unterirdischen Ozean weist der viertgrößte Jupitermond Europa Umweltbedingungen auf, die einfaches Leben zulassen könnten. SN, dpa